

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 1

Artikel: Es ist ein Schnitter, heisst der Tod
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es ist ein Schnitter, heisst der Tod

Wir haben eine Anzahl Krankenschwestern, die im Laufe vieler Jahre an unzähligen Sterbebetten standen, gebeten, uns darzustellen, wie sich der Tod dem Menschen naht. Die Schwestern, welche den «Schweizer Spiegel» kennen, wußten, daß wir das ungewöhnliche Thema mit jener Ehrfurcht behandeln würden, das es verlangt. Der Tod bildete nicht zu allen Zeiten ein Thema, über das man sich ausschweigt. Im Mittelalter waren die Totentänze zahlreich, welche darstellten, wie sich der Tod ein Kind, einen Jüngling, ein junges Mädchen, eine Mutter, Männer und Frauen aus jedem Stand und jeder Altersstufe holt. Der Totentanz, der den Menschen täglich vor Augen stand, erinnerte diese daran: Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.

Das Leben der Menschen hat sich seit jenen Tagen stark gewandelt; die Unerbittlichkeit des Todes bleibt immer dieselbe.

DER Tod und der junge Ehemann», könnte der Titel dieses Abschnittes lauten, in dem eine 43jährige Schwester den Todesfall beschreibt, der sich ihr am nachhaltigsten eingeprägt hat:

Der junge Mann litt an einer *Sepsis lenta*, einer schleichenden Blutvergiftung, und war in der Todesnacht bei völliger geistiger Klarheit. Seine Frau, die Mutter seiner beiden Kinder, die, wie er, anfangs der Dreißigerjahre stand, war bei ihm. Mir lag die Nachtwache ob. Ich kam nur von Zeit zu Zeit ins Zimmer und habe mich während der ganzen Nacht wohl kaum mehr als eine halbe Stunde

bei den beiden aufgehalten. Dennoch empfing ich an diesem Sterbebett den tiefsten Eindruck meiner zwanzigjährigen Schwesternzeit.

Die junge Frau war eine Welsche. Stets aufs neue hörte ich sie versichern: «Tu sais, je t'ai toujours aimé.»

Sie hielt seine schlaffe Hand zwischen ihren gepflegten Händen. Ihre Augen waren in die seinen getaucht, und die beiden Eheleute dankten sich immer wieder dafür, was sie einander waren. Ihr ganzes gemeinsames Leben stieg in den wenigen Stunden nochmals vor ihnen auf. Der Mann bat sie, nach seinem Tode einen andern ebenso glücklich zu ma-

Ein Fläschchen nur... die Jahre schwinden



Für alle Frauen schuf Miss Arden ihre wahrhaft sensationelle

FIRMO LIFT *TREATMENT LOTION*

um welche Haut zu glätten, Fältchen zu verhüten, Krähenfüße wegzuwischen und der ersten Schlaffheit und Verdickung der Haut Einhalt zu gebieten.

Mit kleiner Mühe – ein großes Resultat! Ihr Spiegel soll Ihr Zeuge sein!

Erhältlich bei allen Depositären von



Elizabeth Arden

PARIS NEW YORK LONDON

ZÜRICH BAHNHOFSTRASSE I

chen wie ihn, und sie versicherte ihm, daß sie ihn nie vergessen könne.

Gegen Morgen wurde seine Stimme schwächer, sein Atem kürzer. Aber beide waren gefaßt. Als er verschied, weinte seine Gattin lautlos.

IN der entsetzlichsten Todesnacht, die ich erlebt habe, erpreßte eine sterbende Mutter von ihrem Gatten ein Versprechen, das zu geben er nicht gewillt war. Sie forderte ihren Mann nämlich auf, ihr feierlich in die Hand zu geloben, daß ihre drei Kinder nie eine Stiefmutter bekommen würden.

Der Mann wich aus. Immer wieder sagte er: «Was mäinsch, Mamme?»

Doch die Frau gab nicht nach. Sie beharrte darauf: «Du verstehst mich schon, gib mir jetzt Antwort!»

Aber er wiederholte nur: «Was mäinsch, Mamme?»

Die Stimme der sterbenden Frau wurde immer eindringlicher: «Meine Hände sind schon kalt und blau. Ich kann nicht mehr lange leben. Aber ich kann nicht sterben, bis du mir versprochen hast, daß meine Kinder keine Stiefmutter erhalten werden.»

Mich fror es, als ich zusehen mußte, wie der Mann sich wehrte und wand und wie die Frau die letzte Kraft ihres scheidenden Lebens darauf verwandte, ihm ein Gelöbnis abzuringen. Der Angstschnaß stand ihr auf der Stirne, aus Verzweiflung über den Gedanken, zu sterben, bevor sie eine Zusage erhalten hatte.

Wenige Viertelstunden vor dem Tode ergriff der Gatte die Rechte seiner Gemahlin und gab ihr das Versprechen, von dem er nicht wußte, ob er es halten würde.

SCHON als 18jährige Lehrschwester bekam ich eine Abteilung, die drei Krankenzimmer umfaßte. In dem einen lag ein schwer herzkranker Patient. Er rief mich und sagte: «Fröiläin, ich früür, bringed Si mer e Bettfläsche!»

Ich weiß noch gut, daß er «Fräulein» sagte und nicht «Schwester». Doch ich mußte ihn vertrösten, da in einem andern meiner Zimmer ein achtjähriges Mädchen lag, für das ich etwas zu besorgen hatte. Der Patient wollte sich aber nicht vertrösten lassen. Er wiederholte seine Bitte: «Ich früür, bringed Si mer e Bettfläsche!»

Ich bemühte mich zunächst um das Kind

und beeilte mich dann, dem Verlangen des Herzkranken nachzukommen. Als ich mit der Flasche ins Zimmer trat, war er verschieden.

Der Vorfall hat mich jahrelang beschäftigt. Seither erfülle ich die Wünsche Schwerkranker stets ohne den kleinsten Aufschub.

DER Tod hat noch keinen vergessen; aber jeden Menschen holt er sich auf andere Weise. Der unwürdigste Tod, den ich miterlebte, war das Sterben einer alten, sehr herrschsüchtigen, vermöglichen Dame.

Ich war die fünfte Schwester, die zu ihrer Pflege befohlen wurde, da sie mit keiner meiner vier Vorgängerinnen zufrieden gewesen war. Bevor ich den Dienst übernahm, instruierten mich meine Kolleginnen. Ich mußte meine Haube abziehen; denn die alte Dame wollte nicht durch eine Schwesternhaube an Krankheit und Tod erinnert werden. Außerdem hatte ich mich, wenn ich nicht ausdrücklich mit der Kranken beschäftigt war, hinter einen Paravent zurückzuziehen und dort möglichst regungslos zu verharren.

Es war notwendig, daß ständig eine Schwester bei der Patientin weilte, da diese bereits einmal versucht hatte, das Bett zu verlassen, und sich dabei zu ihrem schweren Herzleiden noch eine Schenkel- und Halsfraktur zugezogen hatte.

Nie vergesse ich den Anblick, der sich mir bot, als ich das Zimmer betrat. Die Dame saß beinahe aufrecht zwischen den Kissen. Den mächtigen Kopf, den die kurz geschnittenen, dichten, weißen Haare noch größer wirken ließen, hatte sie etwas vornüber gebeugt und blickte mich mit bösen, mißtrauischen Augen von unten her an.

Über jede Handreichung, die ich ihr bot, schimpfte sie oder fluchte gar. Nichts konnte ihr recht gemacht werden. Sie verweigerte Einnahme der Medizin, beklagte sich über die Spritzen und über das Essen.

Sie war todkrank; aber sie wehrte sich mit aller Kraft dagegen, dies zuzugeben. Sie kämpfte gegen den Tod; ihre ganze Haltung drückte aus: «Solange ich nicht will, wird nicht gestorben, basta!»

In der letzten Nacht ihres Lebens war sie sehr unruhig. Ich verabreichte ihr die Medikamente, die der Arzt für diesen Fall verordnet hatte. Sie dankte es mir mit einem Schimpfwort.

Dann versuchte sie, mich wegzuwerfen,

C Uhren von Weitwurf seit 1791

GIRARD-PERREGAUX

Tradition verpflichtet...

Heute wie vor 162 Jahren werden GIRARD-PERREGAUX Uhren in kleinen Serien erzeugt für Kenner, die das Schöne, Gute, Nichtalltägliche zu schätzen wissen.

Nur beim qualifizierten Uhrmacher

S. A. GIRARD-PERREGAUX & C° LA CHAUX-DE-FONDS

Damenuhr:	Edelstahl Goldfilled Gold 18 Kt.	Fr. 151.— Fr. 170.— Fr. 239.—
Herrenuhr:	Edelstahl	Fr. 121.—

sie wolle keine Nachtwachen. Selbstverständlich hielt mich mein Pflichtbewußtsein bei ihr zurück, so gerne ich ihrer Aufforderung nachgekommen wäre. Darüber regte sie sich so auf, daß sie mich aufs neue zu beschimpfen begann. Umsonst versuchte ich, sie zu beruhigen. Sie verschied mit einem Schimpfwort auf den schmalen, blassen Lippen.

TIEF in die Erinnerung eingegraben hat sich mir das Sterben einer 58jährigen Klavierlehrerin, die nicht arm war, aber auch die geringste Ausgabe scheute, aus Angst, einst ihren Angehörigen zur Last zu fallen. Kaum je hatte sie ein Konzert oder eine Theateraufführung besucht, und ein paar Tage vor ihrem Tod sagte sie zu mir: «Schwester, ich bin am Schönen dieses Lebens vorbeigegangen.»

Von ihrer Mutter hatte sie einige edle, alte Schmuckstücke geerbt: eine goldene Brosche, eine Perlenkette, ein Armband und eine goldene Uhr. Sie hatte den Schmuck, aus Besorgnis, ihn zu verlieren, selten getragen. Jetzt aber hieß sie mich, die Schmuckstücke bei ihr zu Hause holen zu lassen, und bat mich, diese über ihrem Kopf an der Bettstange aufzuhängen. Zwei Tage hingen die Schmuckstücke dort, und die Augen auf den warmen Glanz des Goldes gerichtet, verschied die Patientin.

GEGEN Ende des Ersten Weltkrieges bat man mich, die Pflege einer dreißigjährigen Witwe zu übernehmen, die mit einer Grippe-Lungenentzündung todkrank darnieder lag. Ich hatte beabsichtigt, einige Tage Ferien zu machen, sagte aber dennoch zu, als ich hörte, daß die Frau Mutter von vier Kindern war und durch gute Pflege vielleicht vom Tode errettet werden könne.

Als ich ins Haus trat — es lag am Rande eines größeren Dorfes im Kanton Graubünden —, erkannte ich sofort, daß hier sehr gespart werden mußte. Es war ein kleines Heimetli, dessen magerer Ertrag der Gatte, als er noch lebte, durch seinen Verdienst als Spengler ergänzt hatte. Seit dem Tode des Vaters mußte das kleine Gut die Familie ernähren. Es waren vier Kinder, eines davon hatte vor vier Jahren Kinderlähmung gehabt. Um ins Krankenzimmer zu gelangen, mußte man durch den Estrich, in dessen Bodenbrettern Löcher und Risse klafften.

Die Bäuerin spürte, daß sie schwerkrank war. «Schwester», sagte sie mir schon nach einer halben Stunde, «im Schrank unter der Wäsche liegt ein Kassabüchlein. Im Falle meines Todes sollten Sie dafür sorgen, daß es nicht versteuert werden muß.»

Aber die Frau wollte nicht sterben. Sie rief Gott an und schrie und schluchzte, daß es mir durch Mark und Bein ging. Sie begann mit ihrem Schicksal zu hadern. Halb im Fieber, halb bei Bewußtsein, richtete sie sich im Bette auf und schrie: «Ich habe vier Kinder, für die ich sorgen will. Wenn ich jetzt sterben muß, dann gibt es keinen Gott!»

Ihre Älteste, ein dreizehnjähriges Mädchen, das dabei stand und wohl in jenen Sterbetagen zur Erwachsenen heranwuchs, ergriff die Hand der Mutter und flehte: «Muetter, Muetter, säg daas nöd, mer händ en liebe Gott!»

Aber die Mutter hörte nicht auf ihr Kind. Sie verweigerte alle schmerzstillenden Mittel und versuchte, aus dem Bett zu gelangen. Nach anderthalb Tagen wurde sie, noch immer unversöhnt, aus dem Leben gerissen.

Zum Leichenmahl kochte ich einen Schinken, den mir ein Verwandter brachte. Das Heimwesen wurde verpachtet, und die Kinder kamen zu Verwandten. Sie sind unterdessen zu tüchtigen Menschen herangewachsen.

DAS eindrücklichste Beispiel für die Todesangst, die manchen Menschen angesichts des Sterbens erfaßt, erlebte ich an einer Bekannten. Sie litt an Zirkulationsstörungen, und man mußte eines ihrer Beine amputieren.

Schon vor der Amputation hatte sie eine furchtbare Unruhe ergriffen. Jedermann, der an ihr Lager trat, mußte ihr versichern, daß alles wieder gut werde. Wenn ich oder eine andere Schwester sich im Zimmer etwas zu schaffen machte, verfolgte sie jede unserer Bewegungen mit angstfüllten Augen. Tat ich ihr einen Liebesdienst, so begegnete ich einem mißtrauischen Blick, der fragte: «Willst du mir etwa deshalb noch möglichst viel zuliebe tun, weil ich am Sterben bin?»

Wenn eines ihrer Angehörigen sie besuchte, wollte sie immer wieder hören, daß man sie

Foto: Werner Bruggmann

Die Beute

für die Rekonvaleszenzzeit in einem zentral-schweizerischen Heim angemeldet habe.

Nach der Amputation ergriff das Übel auch noch das andere Bein, und jedermann sah, daß es dem Ende entgegenging. Sie aber wollte es nicht anerkennen. Sie begann ihre Umgebung planmäßig zu ärgern und zu quälen. Mit keiner Anordnung, mit keinem Befund war sie zufrieden. Wo sie jemanden schikanieren konnte, tat sie es.

Daran waren nicht vor allem ihre Schmerzen schuld, sondern die Unwahrhaftigkeit gegenüber sich selbst. Fast alle Patienten, die ihren Tod ahnen und versuchen, den Gedanken ans Sterben wegzuschieben, werden maßleidig und gereizt.

Wenige Tage vor ihrem Hinschiede trat die Wandlung ein. Eines Tages fragte sich mich: «Los, isch es würkli so wyt, git's kän andere Uuswäag mee?»

Ich antwortete, was wohl die meisten Schwestern in einem solchen Fall antworten: «Du bist sehr schwer krank; aber du weißt, es kann immer Wunder geben.»

Sobald sie sich innerlich mit dem Tode abgefunden hatte, wurde sie ruhig. Sie ließ einzelne Schwestern rufen und bat für ihr gereiztes Betragen um Entschuldigung. Bevor sie friedlich einschlief, drückte sie mir noch die Hand.

Es gibt manches Sterbezimmer», sagte mir einst ein Seelsorger, «in das wir nichts bringen, wo wir nur empfangen können.»

Ein solcher Raum war die Kranken- und Sterbestube einer 63jährigen Krankenschwester, die ich persönlich kannte. Sie blickte auf ein segensreiches Leben zurück. Eine Zeitlang war sie Leiterin eines Kinderheims gewesen, nachher hatte sie sich der Privatpflege Schwerkranker gewidmet.

Sie litt an Krebs. Nach der Untersuchung wollte sie genau wissen, ob die Krankheit gutartig sei oder nicht. Der Arzt, der sie kannte, anvertraute ihr die volle Wahrheit, nämlich daß sie, falls kein Wunder sich ereigne, dem Tod entgegengehe.

Nach der Operation erholt sie sich vorübergehend so gut, daß sie nochmals nach Hause in ihre eigene Wohnung gehen konnte.

Foto: Ludwig Bernauer

Nächtliche Plauderei auf dem Perron

Dort regelte sie mit eindrücklicher Klarheit alles, was noch zu erledigen war. Eigenhändig schrieb sie die Widmungen in ihre zahlreichen Bücher, die sie ihren Freunden vermachte. Dann räumte sie die ganze Wohnung auf, verbrannte ein paar Briefe und verfügte über die Möbel. Schließlich ließ sie ihre Zimmer noch reinigen und kündigte. Nachher kehrte sie in die Spitalpflege zurück.

Auch als sie jegliche Nahrung, die sie zu sich nahm, wieder hergeben mußte, verließ ihre Tapferkeit sie nicht. Von ihrem Sterben sprach sie ohne Bitterkeit, ohne Selbstmitleid und ohne Pathos. Ihre ruhige Gewißheit erschütterte alle, die sie pflegten.

Die letzten drei Tage war sie bewußtlos und schlief dann mit entspannten Gesichtszügen friedlich ein.

EIN schwerkranker Grippepatient brach schon bei der Aufnahme der Personalien, als ich ihn nach seinem Vater fragte, in Schluchzen aus und rief: «Nur nicht sterben, Schwester, nur nicht sterben!»

In schweren Grippefällen trat der Tod oft sehr rasch ein. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, den Vater zu benachrichtigen. Ich wußte nicht, welche Tragik ich damit einleitete.

Als der Vater ins Zimmer trat, schloß der Sohn die Augen und drehte dem Besucher den Rücken zu.

«Heinz», sagte dieser, «ich bin's, sieh, dein Vater!» Der Todkranke öffnete die Augen, und sein Gesicht bekam etwas Versteinertes, als er sagte: «Ich will nichts mit dir zu tun haben!» Dann drehte er sich wieder weg.

Der Mann setzte sich auf die Bettkante und flehte: «Heinz, gib mir nur noch ein einziges gutes Wort! Stirb nicht im Haß, Heinz! Denk an deine Mutter!»

Aber der Sohn blieb — es war wenige Stunden vor seinem Tod — kalt und unversöhnt.

Draußen im Korridor erzählte mir der Vater unter Tränen, was vorgefallen war. Er hatte gegen den Willen des Sohnes, der sehr an der verstorbenen Mutter hing, zum zweitenmal geheiratet. Der Sohn und die zweite Gattin haßten sich, und Heinz brach darauf jede Verbindung mit der Familie ab.

Ich war allein im Zimmer, als der junge Mann das Zeitliche segnete. Er schied nicht in Unfrieden; aber meine eindringliche Frage, ob er sich mit dem wartenden Vater nicht



Tradition! -

und Treue zur Qualität, gepaart mit fortschrittlichem Geist für alles Neue, was die Modeschöpfer der grossen Welt kreieren, kennzeichnet die Atmosphäre unseres Geschäftes an der Bahnhofstrasse Zürichs.

Hanky-Pelze seit 1863 bedeuten 90 Jahre Vertrauen: Generationen zufriedener Kunden. Verpflichtung zu Höchstleistung in Qualität und auserlesenen Schnitt.

Max **Hanky**
A.G.

**Pelz-Spezialhaus
Zürich, Bahnhofstrasse 51
Gegründet 1863**

noch aussöhnen möchte, verneinte er deutlich.

Als der Vater die Nachricht vom Tode des Sohnes erfuhr, sagte er: «Jetzt sind alle Bande zu meiner ersten Frau für immer und immer zerrissen.»

Es gibt auch Fälle, wo man gestärkten Herzens vom Lager eines Sterbenden weggeht. Unvergänglich bleibt mir das Erlebnis des Todes einer 60jährigen Frau, die bei vollem Bewußtsein starb und in der letzten Nacht ihre vier Kinder um sich versammelt hatte. Es waren aber nicht die Kinder, welche die Mutter trösteten, sondern die Mutter war es, welche ihre verzagten Söhne und Töchter aufrichtete.

Die Frau war an *Paralysis agitans* erkrankt: eine heftige zuckende Bewegung erschütterte von Zeit zu Zeit ihren Körper. Aber ihre gedämpfte Stimme war klar, und noch heute höre ich ihre Worte: «Ihr wißt ja, wo ich hingehe! Ich bin nicht verloren. Und für euch ist ja gesorgt!»

Es war eine Nachtwache in einer Herbstnacht. Mir aber lagen, als ich durch den dämmrigen Morgen nach Hause ging, die Worte im Sinn: «Tod, wo ist dein Stachel?»

EINDRÜCKLICH waren die Sterbestunden eines Gemeindeammanns und Schriftstellers, an dessen Bett ich in der entscheidenden Nacht wachte. Der Mann befand sich in jener Nacht in einem Zwischenreich zwischen Tod und Leben. Seine Augen glänzten; aber es war nicht der ungesunde Glanz der Fieberirren. Man spürte deutlich, wie die geistige Welt, für die er gelebt, in ihm weiterwirkte. Ich bin überzeugt, daß er in jenen Stunden Zusammenhänge ahnte, die uns andern verschlossen sind.

Die Einzelheiten, über die er sprach, und die Visionen, die er mir offenbarte, sind in den vielen Jahren seither verblaßt. Ich erinnere mich nur, daß er immer wieder die Frage stellte: «Was ist der Mensch?»

Als ich seine Kompressen erneuern wollte, mußte ich ihn hochheben. Dabei legte er seinen Arm um mich und küßte mich auf die Wange. Die junge Lehrschwester, welche mir bei der Pflege half, errötete und wandte sich ab. Ich aber schämte mich keineswegs. Ich spürte, daß der Kuß nicht mir galt, sondern dem Leben, von dem er fühlte, daß es ihm entchwand.